

**Zeitschrift:** Das Werk : Architektur und Kunst = L'oeuvre : architecture et art  
**Band:** 24 (1937)  
**Heft:** 12

**Artikel:** Paris 1937  
**Autor:** Bernoulli, Hans  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-87212>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 31.01.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**



## Paris 1937

Sollen wir es «zwingen», denselben Abend noch in Paris einfahren? Nicht doch! Das Kostbare will in Ruhe, in Andacht genossen sein. In Provins, achtzig Kilometer vor «der Stadt», legten wir uns vor Anker. Und am andern Morgen spazierten wir durch die Gassen, in denen noch der Frühnebel lag: Wir standen vor dem kostbaren Portal von St. Ayoul, durchmassen das Schiff von Ste. Croix, und betraten den Chor des grossen Torso von St. Quiriace. Eine Inschrift meldet, dass hier Jeanne d'Arc mit Karl, von der Krönung von Reims kommend, die Messe gehört.

Wir steigen ein und fahren los, schnurgerade, hügel auf, hügelab. Grosse hohe vierreihige Alleen kommen auf uns zu, überschatten uns kurze Zeit und verschwinden. Kreuzwege, Gehöfte, am Horizont Dörfer, Städtchen, von hohem Kirchendach überragt.

Nangis. Wir steigen aus, Schloss, Kirche; und wiederum neben dem Portal eine Inschrift: von Provins kommend hat hier die Jungfrau ihre Truppen versammelt, um sie gegen die Engländer zu führen. Das Mädchen mit dem gesunden Menschenverstand, wie es uns Shaw gezeigt, das eigensinnige, muntere, fromme, einfältige Kind, vor diesem Kirchlein hat es auf seinem Schimmel gehalten und die braunen verwegenen Burschen in Haube und Harnisch an sich vorüberziehen lassen – wir stehen auf dem heiligen Boden Frankreichs.

Noch ein kurzer Halt in Brie-Comte-Robert, um einer flüchtigen Jugenderinnerung willen, und jetzt ohne Unterbrechung der Stadt entgegen. Noch öffnen sich zwischen den Dörfern immer wieder weite Felder. Ein ummauerter Park, wir flitzen quer über die «grosse Axe», an deren Ende ein Schloss aufblitzt; Wiesengründe, Gehölze; Villen – ach nein: das schäbige Gerassel der Banlieue – der erste Taxi! Vorstadtrestaurants, die Häuser schliessen dichter auf, an den Bus-Stationen warten geduldige Menschentrüppchen. Velofahrer, Fuhrwerke, Menschen, Häuser, hoch, immer höher. Schon sind wir an der Marnebrücke, jetzt der Seine entlang in das Getöse der Stadt – dort

hinten über den Dächern der Eiffelturm, dort die Bastille-Säule; das Getöse wird immer stärker, der Wirrwarr betäubender, die Häuser weichen zurück und über grünen Baumkronen stehen die Türme von Notre-Dame.

In einem Strudel neuer Eindrücke versinkt die Erscheinung, aber das Unterbewusstsein hat das Bild aufgenommen, und wie wir nun an altvertrauter Stätte zu Tisch sitzen, unfern des Hotel Cluny, wo düsteres römisches Gemäuer und zierliches Flamboyant unter den Parkbäumen Zwiesprache halten, wo zwei Jahrtausende miteinander spielen, da – war das nicht er selbst, der eben dort am Tisch sich schwerfällig erhob und mit einer dröhnenden Lache zwei Ankommende begrüßte? Honoré? Honoré de Balzac? Neben uns ein grauer Herr mit einer hageren Dame – Monsieur Bergeret vielleicht, mit Zoë, seiner Schwester? Während er – ungeschickt genug – seine Artischocke entblättert, scheint er sich in weitläufigen Erklärungen zu ergehen, wie die römischen Trieren diese köstliche Frucht von Syrien herübergebracht hätten nach Massilia – der Kellner macht eine ungeduldige Bewegung: in Paris räumt man um zwei Uhr das Lokal; Ordnung, Tradition. Nochmals flüchtig, glaubte ich unterwegs nach dem Hotel zwei bekannte Figuren zu sehen, zwei schwarze Herren mit silbernem Gelächter – waren das nicht Offenbach und Ludovic Halévy? Ach, die sind ja längst tot; aber in dieser Luft haben sie gelebt und dies Paris haben sie miterschaffen. Das Paris, das jetzt wieder die ganze Welt einlädt zur «Ausstellung 1937».

### Die Revue der Nationen

Wir hatten uns zum Tee im polnischen Pavillon verabredet, Marietta und ich. Nebenbei hoffte ich, den oder jenen meiner Warschauer Freunde zu treffen. Wir erwischten noch ein Plätzchen zwischen zwei Türen und liessen uns von einer Schönheit des Landes in buntem Bänderschmuck bedienen.

«Und?» begann ich die Unterhaltung. «Der dänische Pavillon ist entzückend, und Oesterreich, und Rumänien

– man wird sich nicht bewusst, wo es sich um Königreiche handelt und wo um Republiken.»

«Man spürt, wo das Reinnenschliche noch leben darf: das anmutige Wesen des österreichischen Hauses zeigt deutlich, dass die Diktatur dort mit sich reden lässt. Den Schweden liegt trotz ihrem König die Repräsentation so fern wie der Sonnenschein am kürzesten Tag, die Dänen machen sich nichts daraus, ihr Haus den Abhang hinaufzustaffeln – sie sind nicht stolz, und Ungarn gibt sich so léger, als ob es sich da um den Pavillon einer freien Stadt handle, nicht um eine Militärdiktatur (im Innern tönt's freilich anders): die Häuser sind eben keine Spiegelbilder ihrer Staaten –»

«Sie sollten es aber sein», meint Marietta.

«Beim Fall Deutschland», gab ich leicht zur Antwort, «da werden Sie sich nicht beklagen: da ist das Selbsternstnehmen auf die Spitze getrieben. Kein auch noch so leises Lächeln in einem verstohlenen Fältchen – alles würdig, grossartig langweilig und unbegabt. Wir sind wieder mal beim Völkerschlachtdenkmal Leipzig angelangt, ach nein, noch drei Stufen tiefer. Und gegenüber, ein Witz der Weltgeschichte, die Diktatur Stalin.

Weniger steif, weniger würdig, ein Schuss Asien, wenn Sie wollen. Italien, auf der andern Seite der Seine, steht mit Deutschland genau auf derselben Linie: die gleiche leere, mürrische Geste, umfangreich, wo's nicht zur Grösse langt. Das Innere ist besser, viel besser. Der Italiener lässt sich doch nicht so leicht kleinkriegen.»

«Was halten Sie von England?»

Ich seufzte und streifte bedeutsam die Zigarettenasche ab: «Die Engländer haben nun mal keinen Sinn für das grosse elegante Spiel. Wenn sie weder Smoking, noch Golfanzug, noch Ulster und Gamaschen tragen dürfen, sind sie so hilflos wie beim Maskenfest auf der Ueberfahrt nach Vancouver. Dieser englische Pavillon ist wirklich nicht mehr als eine Kiste auf einem Taburett; die aufgemalten Bilder machen die Sache nur noch schlimmer.»

«Aber im Innern?» fällt mir Marietta ins Wort.

«Wir sprechen vom Exterieur», gebe ich mahnend zu bedenken. «Und eine solch reizende Aufgabe: von der Seine aufsteigend, die Brücke flankierend, dann den Ausstellungskorso überspannend; und drüben nochmal anfangen zu dürfen und mit Kanada zusammenspannen – einfach zum Heulen!»

«Belgien hatte dieselbe Aufgabe», meinte Marietta.

«Und hat die Situation auch wahrgenommen, meine Liebe. Mindestens ist diese rote Terrakottageschichte, wenn auch recht breitspurig und ungehobelt, zum mindesten eindrucksvoll.» Marietta lächelt: «Ist das schon genug?»

«Warum nicht? Nach aussen müssen sich die einzelnen Figuren wehren, wenn sie sich behaupten wollen. Im



Innern können sie dann Reichtum, Zartheit, Grazie entwickeln nach Herzenslust. Uebrigens muss man wieder mal konstatieren, dass die Hauptfrage doch immer wieder die ist: hat man die Aufgabe einem ordentlichen Kerl anvertraut? U. S. A. hat da mächtig danebengehauen – übrigens mit dem Kram im Innern auch – und wäre so nötig gewesen, als erste Demokratie der Welt, stark und schön. Ich habe die Empfindung, dass da irgendein Bureau Nummer siebzehntausendfünfhundertachtzehn die Blamage verübt hat, es gibt jetzt so viele Bureaux drüben. Rumänien ist ebenfalls an einen Stümper geraten – haben Sie diese aufgeblasene Marmorparade gesehen? Proportionen! Und der päpstliche Staat ... nicht zu sagen! Die Finnen haben natürlich einfach ihren Aalto ins Treffen geschickt, dann konnte es nicht fehlen. Aber was mit Norwegen passiert ist, ist mir wirklich nicht verständlich. Haben Sie Norwegen gesehen?»

«Sie meinen das Ding mit dem Wasserfall zwischen den beiden Blechflügeln?»

«Jawohl, das Ding mit dem Wasserfall. Für Südamerika wär's allenfalls gegangen, obwohl wir auch in Südamerika für eine ordentliche Vertretung unseres uns so liebgewordenen Kontinents sorgen sollten.»

«Vielleicht finden es andere Leute hübsch. Oder originell?!»

Ich gab darauf keine Antwort und erinnerte an die Tschechoslowakei, die ebenfalls hart am Nuroriginellen streift, aber mit Talent und Kraft.

Einen ordentlichen Kerl braucht's eben.

«Holland?»

«Merkwürdig effaciert», meinte ich. «Und dabei wäre es doch gerade den Holländern möglich, etwas Positives zu geben. Spanien daneben grob und stark. Wenn man an die entsetzliche Situation drüben denkt, genau das Richtige. Heute geht's nicht mehr um Spitzenmantillen oder um Churriguerismen.

Luxemburg – da riecht's nach Geld und gutem Essen; gleicht den Leuten. Die Eisenfirmen werden da in die Tasche gelangt haben.

Vornehmer, mit einem gewissen Pathos, das man

jungen Staaten gern zugute hält, haben sich die drei Baltenländer dargestellt.»

«Und Polen?» neckt Marietta (sie weiss, dass ich als Junge für das unglückliche Polen geschwärmt habe, und dass ich eigentlich ein Junge geblieben bin). Ich überhöre den spöttischen Ton der Frage. «Die Leute wissen, was sie der Welt schuldig sind. Was man von Polen erwartet, ist Romantik. Und auf diesen romantischen Ton ist der polnische Pavillon gestimmt, eine elegisch-sentimentale Melodie mit gelegentlichem pathetischem Aufseufzen. Dieser runde Turm aus Quadern, halb Ruine, halb Monument, mit den Figuren der grossen Männer und mit grossen klingenden Worten – hören Sie – ich greife nach Mariettas schmaler beringter Hand – «hören Sie: Halka! Jene süsse Passage aus der Oper Halka, in der unendlicher Schmerz ausströmt in hüpfenden Tanzrhythmen –»

Marietta lacht herzlos: «Deine Halka hat sich denn auch im letzten Akt hoch vom Felsen ins Wasser gestürzt» – und steht auf und zieht mich wieder hinein in die hin- und herflutenden Menschenmassen, den Rausch von Musik, strömendem Wasser, blitzenden Lichtern, in weitem Bogen umfasst von den hell aufleuchtenden Fronten des neuen Trocadéro.

Stein und Pappe, Wellblech und Marmor

Wir sassen auf der Terrasse vor dem Yachting-Restaurant in den Anblick der Stromkurve und des reichen Bildes der fremden Pavillons versunken. Da erinnerte Marietta an irgendeine Dummheit aus der Zeit unserer ersten Begegnung, Weltausstellung Brüssel.

Ich antwortete – sentimental wie immer – mit einem Augenaufschlag und mit dem Vers unseres geliebten Heine, dessen Grab auf dem Friedhof Montmartre wir früh besucht hatten:

«Als ich dich zum erstenmale

In der Welt von Pappe sah –»

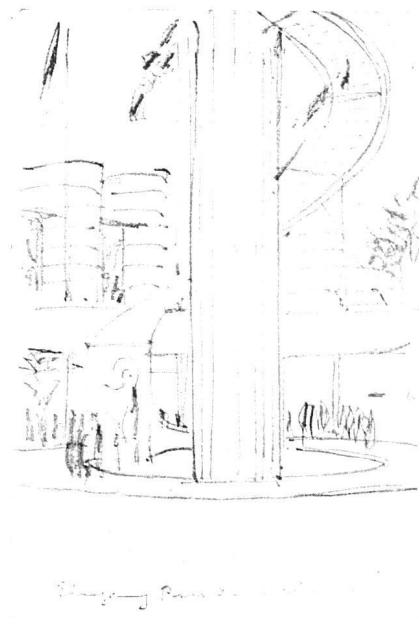
«Pappe?» lachte Marietta: «In Brüssel war so wenig von Pappe die Rede wie hier. Der deutsche Pavillon wenigstens ist von Sandstein und nicht von Pappe.»

«Von Muschelkalk», verbesserte ich. «Ein Land wie Deutschland muss ordentlich auftragen. Für Grossbritannien, das die halbe Welt «kontrolliert», wie die Finanzleute sagen, tut's auch Putz.

Russland hält's auch mit dem Quaderbau – die Erinnerung an Potemkin drängte sich sonst allzu deutlich auf. Und auch Rumänien glaubt nicht ohne Marmorverkleidung auszukommen.»

«Für ein Halbjahrprovisorium allerhand», bemerkt Marietta.

«Das ist es ja! wo der Geist fehlt, muss das Material in die Lücke springen. War noch immer so. Das erlesene Material macht mich immer misstrauisch. Als man nicht



Der Eingang mit  
der leuchtenden  
Spirale am  
Quai d'Orsay

mehr an das alleinseligmachende: Säule – Architrav – Fries – Kranzgesims glaubte und doch noch nicht recht wusste, zu welchem Loch hinaus, hat man in Quaderfronten gemacht und in Innenraumverkleidungen aus Makassar- und Rosenholz.»

«Die Tschechoslowakei dort drüben ist auch hübsch massiv», zeigt Mariettas Fingerchen.

«Das ist ganz was anderes, meine Liebe: Eisen und Glas sind der Stolz der tschechoslowakischen Industrie – böhmisches Glas, nicht wahr? Und Skodawerke – da ist es durchaus gegeben, dass die Leute dies ihr Material zeigen. Ein wenig schwerfällig, diese Balustrade aus genieteten Blechträgern, und etwas putzig, die Kombination dieses Elephantengeländers mit Spiegelglasfüllungen. Aber warum auch nicht?

Dass der finnländische Pavillon aus Holz besteht, ist ebenso natürlich: in Finnland ist überhaupt alles aus Holz (denn die Damenkleider und spiegelbelegten Boudoirs – wenn's dort so was gibt – stammen aus Holzverkäufen).

Belgien hat eine Verkleidung in Tonplatten gewählt, die Schweiz prangt in Niederurner Welleternit, Spanien in Wellblech – ein Schelm gibt mehr als er hat.

Sehr schön auch, und sehr tapfer, dass die Ausstellungsleitung die grossen Passerellen und Aufbauten am rechtsufrigen Brückenkopf des Pont de l'Alma in Holz hat herstellen lassen – ein Provisorium. Viel sympathischer, wenn auch mit etwas mehr Kopferbrechen verknüpft als die sonst überall verwendeten Putzarchitekturen, denen man doch nicht recht traut. Kläglich, dass da gleich ein Loch klafft, wenn ein etwas zu hoch beladener Wagen an die «Wölbung» stösst, wie wir gestern gesehen – da ist ja selbstverständlich nichts gewölbt.

Natürlich mit Putz lässt sich trefflich improvisieren: der Eingang von der rue de l'Université her in der Axe des Eiffelturms mit der acht Meter hohen Makkaronimamsell, der gigantischen Schinkenreklame und

was sonst noch Essbares in altägyptischem Format da aufgebaut ist, das ist alles höchst amüsant.

Die grosse Belastung der Bauten macht Ansprüche, die weit über das bescheidene Provisorium hinausgehen. Und wo gar Aufzüge eingebaut sind und vier, fünf Etagen übereinanderliegen, da sind wir beim Massivbau angelangt. Das ist aber auch ein Zeichen dafür, dass hier etwas überdehnt ist. Schliesslich muss man eben doch daran denken, alles so einzurichten, dass es nach einem halben Jahr wieder ohne Tränen abgeräumt werden kann. Diese Art-et-Métier-Kolosse aber werden Tränen kosten und Berge von Schutt.

Wie nett dagegen all die Holz und-Glas- und Holz- und-Eisenpavillons: da springt womöglich noch etwas heraus aus dem Abbruch! Das lob ich mir »

Marietta hat schon lang nicht mehr zugehört: seit zwei Tagen notiert sie sich die Preise, die man an den hundertunddreiundzwanzig Zinkbuffets für das Standardgericht, für Choucroûte garnie, bezahlt – sie hat eben wieder zwei neue Fälle entdeckt.

#### Heimatschutz

Wir lagen in den fast peinlich flachen Liegestühlen, die «der Eine Mann» von Portugal, Salazar, dem müden Ausstellungsbesucher zur stillen Rast hat bereiten lassen. «Es ist noch nicht so sehr lange her», begann ich, «dass man ein Land auf einer internationalen Schau nur in alten Trachten, mit Spinnrädern und Melkstühlen sozusagen darstellen konnte –»

«Und mit Glockentürmen», ergänzte Marietta. «Dorf-schenke in Fachwerkbau, Hufschmiede und Brunnen mit Dudelsackpfeifer.»

«Sie sind schwer zurückzuhalten, die publikumssüchtigen Schöpfer von derlei kleinen Schweinereien. Man hat sie sich hier in den Häusern der französischen Provinzen, im «Centre Régional» austoben lassen. Waren sie dort? Man weiss nie, ob man lachen oder weinen soll. Und lächerlicherweise werden diese Attrappen ernst genommen.»

«Es sind phantasievolle Stücke dabei», meinte Marietta gähnend, «die grosse Halle von Marseille zum Beispiel.»

«O, für eine tüchtige Aufschneiderei bin ich schon zu haben! Die ganze Partie an der Seine drunten am Pont de Passy ist entzückend geraten in ihrer Brambarisiererei. Die dicken Würste und breiten Speckseiten, die da von den aufgemalten Balken herunterhängen mitsamt den Frauenzimmern in Tracht, die ihre Spezialitäten kochen, braten, backen und mit ohrenbetäubendem Lärm anbieten – das versteht jeder: die Türme und Torbogen, die haushohen Arkaden und unwahrscheinlich dicken Pfeiler sind nichts anderes als architektonisches Jägerlatein. Tartarin dans l'architecture.



Blick vom  
japanischen  
Pavillon nach  
dem Eiffelturm

Aber diese fatalen, überlebensgrossen Rathäuser aus der Auvergne, der Bretagne, der Gascogne, hinter deren Fassaden man nur mühsam die kundenschaftsgierigen Trink- und Fressgelegenheiten versteckt hat – ach nein! Von Witz und Geist keine Spur; das sind ja keine amüsanten Travestien von savoyischer, burgundischer bérarner Architektur, das sind ja nur von Stümpfern ängstlich und pedantisch zusammengeklebte Wirtshaus-schilder.

Vom Vergnügungspark ganz zu schweigen.»

«Einige von den ausländischen Pavillons», begann Marietta zögernd –

«Jawohl, einige der ausländischen Pavillons sind in Landestracht angetreten, wie das früher üblich war. Venezuela zum Beispiel, weit hinterm Eiffelturm, wo man eigentlich schon längst nichts Vernünftiges mehr erwartet – ein Bijou: eine kleine spanische Fantasia mit Halle, Hof, Arkaden, charmant ausgemalt – das Land, dessen Geographie unsereinem ja nicht gerade geläufig ist, wird einem ordentlich sympathisch. Und gleich daneben Bulgarien – so leicht und frisch. Bulgarisch nur soweit nötig – die Leute melken dort so wenig den ganzen Tag Kühe wie die Bürger von Lausanne und Zürich – aber doch gerade das Nötige, ein Anklang. – Und Südafrika! Hätten die Südafrikaner ihren Kapwein und was sonst noch da unten wächst, nach dem letzten holländischen oder schwedischen Pfiff ausstellen sollen? Man hätte derlei – auch in bester Ausführung – nicht ernst nehmen können: sie haben ein Haus hingebaut in holländischem Kolonialstil. Man sieht ordentlich Mynheer davor auf und ab spazieren, in der einen Hand die Tonpfeife, in der andern die Nilpferdpeitsche. Romantik muss sein, in gewissen Fällen. Und dass die Schindeln auf dem Dach bloss aufgemalt sind, nimmt unserm alten Afrikander niemand krumm, man sieht ja, dass er Theater spielt.

Aegypten – Aegypten wirkt schon eher peinlich. Mit

dem Lotoskapital spielt man nicht, Aïda in allen Ehren – das geht in drei Stunden vorüber – aber so, dreidimensional, mit falschen Hieroglyphen und Monolithen aus Dreck – das geht nicht. Oder was meinen Sie?»

Marietta hat sich bei Aegypten weiter nichts gedacht, weil sie dort einen ihrer unzähligen alten Bekannten getroffen hat.

«Der Fall Griechenland gehört in das gleiche Krankenzimmer. Die vier mageren Säulen vor dem bescheidenen weissen Haus – wissen denn diese Leute nicht, was uns, was der Welt Griechenland bedeutet? Eine einzige Säulentrommel eines ihrer ewigen Bauwerke, auf Bronze, unter Glas – man müsste in die Knie brechen. Oder ein schmuckloses Gemäuer mit einem Bild, einer Photo, die uns die Umrisse des Lykabettus erkennen lassen, oder die Küsten von Ithaka – unsere ganze Liebe und Ehrfurcht würde jenem Fleckchen Erde hinter dem deutschen Koloss gehören. Und die Leute buchstabieren vier Säulen vor ihre Front. Ein Vorstadttheäterchen.»

«Jugoslawien hat also denselben Fehler gemacht?!» meinte Marietta.

Ich werde ärgerlich. Und das ist natürlich falsch: einer hübschen jungen Dame gegenüber darf man nie ärgerlich werden.

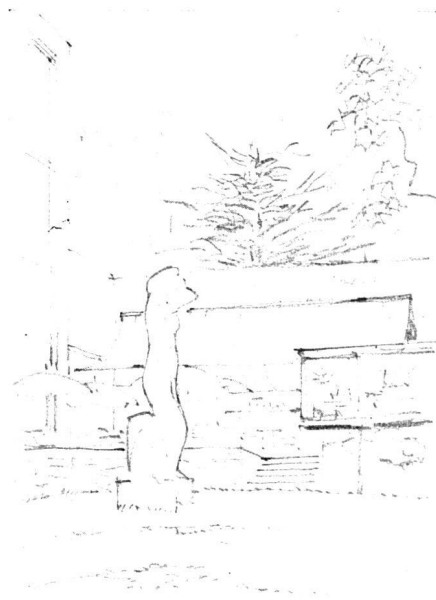
«Jugoslawien, vielmehr der Kerl, dem die Leute mehr oder weniger zufällig ihr Haus anvertraut haben, der Kerl hat vor die glatte Front vier kannelierte Säulenschäfte aufgepflanzt ohne Basis, ohne Kapital, zur Seite, nicht in die Mitte. Und hat damit, so scheint mir, sehr geschmackvoll dem Wissenden das nötige in Erinnerung gerufen: unser junges Land ist ein Stück des alten Rom. Von Celje in den Savinjschen Alpen bis zum eisernen Tor, und von Susak die ganze Küste hinunter bis an die albanische Grenze wandelt ihr auf römischem Schutt, zwischen römischen Trümmern. Das alberne Mosaik, das ausser den Säulenschäften die Front «ziert», nun ja, das musste unser Freund wohl mit in Kauf nehmen. Sie verstehen: an einer Ausstellung muss man was ausstellen!

Die Schweiz, um schliesslich doch auch mal nach Hause zu kommen, hat ähnlich operiert.»

Marietta macht Augen.

«Ich meine, dass unser Mann, Sie kennen ihn natürlich auch, dass unser Mann mit dem kindlich-einfältigen Vierwaldstätterseedampferchen, oder was sich als solches gibt, just die Saiten zum Schwingen bringt, die den rechten Wohlklang geben. Besser, als mit den naturwahrsten Schnitzereien von Brienz oder dem treuherzigsten Berner Oberländergiebel. Man soll die Butter nie zu dick aufs Brot schmieren.»

Unvermittelt, so will es uns scheinen, schmettert die Carmagnole irgendwo aus einem hoch in den Bäumen hängenden Nistkasten herunter: der steinerne Salazar in



Das Vorgelände  
des  
österreichischen  
Pavillons

der Vorhalle wird sich nicht schlecht ärgern: denn diese Musik auf diesem Strassenpflaster hat es in sich. Wir erheben uns lachend und schlendern dem Pont de l'Alma zu, um die Wasserspiele zu erwarten.

#### Das Generalarrangement

«Ouff», stöhnte Marietta, als wir die zweite Passerelle erklimmen hatten (ich war bisher so vorsichtig gewesen, diese monströsen Dinger zu vermeiden, um die gute Laune nicht zu stören).

Ohne Rücksicht auf meine nicht übermässige Börse liess sie sich auf einen der tückisch herumstehenden grünen Blechstühle fallen (nach kurzer Zeit pflegt die Nemesis zu erscheinen in Form einer resoluten Person mit einer unwahrscheinlich grossen Geldtasche): sie hätte sich solch eine Ausstellung bequemer gedacht. Wir hätten doch solch ein Seinedampferchen besteigen sollen oder das elektrische Bähnchen oder eines der sanften Ausstellungsautos mit 17½ Kilometertempo – «oder zwei Rollstühle», wagte ich einzuwerfen.

Marietta gurgelte – sie ist nämlich noch in dem Alter, wo man das Sechzigste als eine noch lange unter dem Horizont schlummernde sternenferne Möglichkeit ansieht.

Die Stimmung war wiederhergestellt und ich begann zu erklären: «Für solch eine Ausstellung ist das Entcheidende der Platz. Es genügt nicht, dass das «Emplacement» gross, eben, horizontal und geräumig ist, etwa so wie die Zürcher Allmend. Es muss da hübsch sein, um mich englisch auszudrücken, und darf nicht zu weit weg sein.

Die Seine nun, die ist wirklich «very nice», besonders nachdem man nun wirklich an die Seine gebaut hat, und nicht bloss hinter die Bäume der hohen Uferstrasse. Das macht ja den Reiz von Venedig aus, dass die Häuser direkt aus dem Wasser aufsteigen. Hier hat das Glück den Ausstellungsarchitekten noch eine besondere Chance zugespield, den Tiefquai, die «berge.»



Marietta schmolte: «Und diese Passerellen, ist das auch eine Chance?»

«Nein, das ist keine Chance, das ist der Preis, den die lieben Besucher für die hübsche Lage – man könnte gut und gern viel dickere Ausdrücke gebrauchen – zu bezahlen haben: man kann doch nicht den ganzen Verkehr der Stadt abwürgen! Die Pariser selber müssen doch auch leben!

Natürlich, sie haben sich ein wenig krumm legen müssen, haben der Ausstellung zwei Brücken und eine Passerelle überlassen: den Pont Alexandre, die Passerelle Debilly und den Pont d'Jéna, den Blücher seiner Zeit hat in die Luft sprengen wollen. Und diese Brücken geniessen wir mit vollen Zügen.

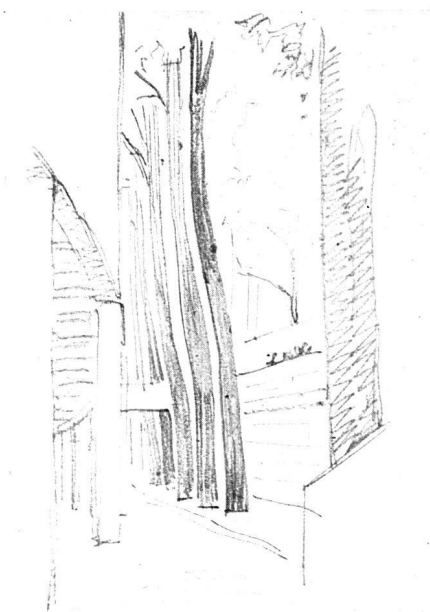
Aber die beiden Brücken Pont des Invalides und Pont de l'Alma hat man den Werktagsparisern überlassen müssen. Mitsamt den Zugängen, natürlich, und darum sind an vier Stellen Passerellen notwendig geworden. Auch die unmenschlich lange Rue de l'Université und ihre Quasi-Fortsetzung, die Rue Saint Dominique, die hinterm Eiffelturm vorbeiläuft, konnte man nicht gut unterbrechen: auch dort hat man mit zwei ungeheuren Passerellen sich aus der Schwierigkeit gezogen, beziehungsweise geglaubt gezogen zu haben: wie Figura zeigt, hat sich hier das betreffende Komitee geirrt (so was soll vorkommen!): «kein Mensch» passiert diese Passerellen, die Leute hinten dran müssen ihr bulgarisches Rosenöl und ihre Irak-Datteln verschenken, damit sich jemand dahin getraut, und die Choucroûte garnie erlebt jenseits der Passerelle einen Preissturz von zwei Franken. Dass dieselbe Rue de l'Université in der Axe des «Invalides» den Vergnügungspark ganz einfach abschneidet – man behilft sich mit Contremarken, die dem Pariser von den Theaterpausen her seit etwa zwei Jahrhunderten bekannt sind – na, das ist nur von gutem: dieser Rummelplatz da hinten ist auch gar zu jämmerlich.»

«Und dann sind ja noch zwei «Annexes» vorhanden?» forschte Marietta.

«Das ist nochmal ein Komitee, das sich geirrt hat. Dort geht nämlich überhaupt kein Mensch hin, obwohl man da sehr nette Sachen sehen kann, Versuchstheater mit Theaterversuchen und all so was. Aber eben unter Ausschluss der Oeffentlichkeit.»

Da uns das Schicksal inzwischen erreicht hat und wir das nötige Kleingeld losgeworden sind, erheben wir uns und schlendern dem grossen Trocaderogarten zu, mit seinen exotischen Gewächsen, den Pavillons der Nationen: Wie süss ist doch das Spiel der Stämme und Zweige mit den Pfeilerfluchten und den Wandflächen! Uns will vorkommen, es hätte noch keine Zeit diesen Zauber so genossen wie unsere Zeit.

Vor uns auf dem sauberen Weg hüpfen die Blätter-



Pavillon auf dem Tiefquai, der «berge», mit Zugang vom Hochquai

schatten des Tulpenbaumes, in dessen Astwerk sich Lichter eingenistet haben – die Luft ist voll Musik – rauschend springen die hellerleuchteten Wasserstrahlen aus dem Schwarz des Stromes, und die hin- und herwogenden Menschenmassen, fast stumm, scheinen etwas zu fühlen von dem letzten Ziel der flüchtig für einen Sommer aufgebauten Wunderstadt – Sehnsucht nach Frieden und Freiheit.

#### Spanische Schlösser

«Pedant!» neckt mich Marietta, wenn ich in mein Wachstuchheftchen was Notierliches notiere. «Pedant! du nimmst diese Ausstellung zu ernst. Was bedeutet eine Ausstellung? Ein Amusement. Und allenfalls ein Geschäft. «Enrichissez-vous!» Was hat da die Kunst zu suchen oder das, was ihr heute Architektur nennt? Natürlich, man braucht den Architekten zu so was, damit's nicht oben hineinregnet, und damit überall Treppen sind, wo solche hingehören. Und schliesslich auch, damit's hübsch aussieht und man Lust und Mut bekommt, nach den ersten siebenundfünfzig Pavillons auch noch einen achtundfünfzigsten und womöglich noch ein weiteres Dutzend anzusehen. Der Architekt hat hier die Rolle einer Animiermamsell, mehr nicht.»

Wir sitzen im Restaurant des japanischen Pavillons mit dem entzückenden Ausblick zwischen Gezweig und über Baumkronen auf den im Dunst verschwimmenden Eiffelturm.

«Die grosse Masse von all den Bauten», beginne ich zögernd, «ist ja wirklich nicht sehr ernst zu nehmen, und sogar einem gelungenen Spass muss man nach einem halben Jahr das kühle Grab ewiger Vergessenheit wünschen. Aber für die besten Leute, die hier mitgearbeitet haben, bedeutet solch eine Ausstellung ein Experimentierfeld erster Klasse: grosse Aufgabe, freies Spiel und eine fröhliche Unbeschwertheit, die durch die Kürze der Lebensdauer gegeben ist.»

«Unverantwortlichkeit! Dabei kann doch nichts Ge-  
scheites herauskommen!»

«Ach – ich meine ja nicht Unverantwortlichkeit dem  
eigenen Gewissen gegenüber. Aber einer trockenen Seele  
von Auftraggeber und sogar einem rein äusserlich ein-  
gestellten Publikum gegenüber.»

Marietta schmolzt: «Publikum!»

«Das Publikum darf alles. Alle Welt ist ja nur für  
das Publikum da. Und wenn in der grossen Masse ein  
Halbdutzend wirklicher Amateure mitschwimmen – ach  
ich bin belohnt genug. Aber auch ohne Amateure.

Wo hat sonst der Architekt Gelegenheit, etwas zu  
versuchen, im Grossen zu versuchen? Räume und Aufbau-  
ten und Treppen und Durchblicke; und Besonderheiten  
der Lichtführung, der Materialzusammenstellung, der  
Fenstergruppierung, des Zusammenspiels aller Elemente?  
Hier steht alles bereit, alles erwartet von ihm das Neue,  
das Unerhörte, das Niegesehene. Was dann im ein-  
zelnen auf Konto Material, was auf räumliche Kombi-  
nation, was auf Verteilung von Hell und Dunkel zurück-  
zuführen ist – das ficht niemand an, eben bis auf die  
paar Amateure. Das ist innere Angelegenheit der Be-  
rufsleute.

Haben Sie bemerkt, wie im Metallpavillon die Räume  
fliessen, dass von der offenen berge man unmerklich in  
das grosse Rund gezogen wird, dessen offene weite Wen-  
deltreppe in einen einseitig beleuchteten Zylinder führt,  
in den ohne Uebergang, ohne Türen andere Räume ein-  
strömen? Die merkwürdige Formation des englischen Pa-  
villons – welch kühner Versuch – nicht sehr überzeu-  
gend, nicht schlagend – spielt keine Rolle – das Material  
wandert ja wieder in die Lehmkiste zurück. Und Belgien  
– breit ausladend, eine Kombination von Hoch und  
Breit, von Offiziell und Privat, von Ernst und Geschmack  
– das ist etwas Besonderes.

Das Aeussere, die Massen, der Umriss – in seiner  
Auflockerung: Japan, mit seiner Zweiteilung und den ein-  
geglaskten Humy-Rampen, Ungarn mit der schönen Vor-  
platzentwicklung, das lockere Wesen des österreichischen  
Baues –

Wer dem allem nachgeht, der erlebt dann schliesslich  
so etwas wie einen unsichtbaren starken Strom, in dem  
tiefe Töne klingen – der spürt etwas von einer Verständi-  
gung über Unsagbares, ohne Worte, der ahnt ein halb  
unbewusstes Wollen, ein Ersehnen, ein Erspüren – nichts  
Fertiges, beileibe, nichts Abgeschlossenes. Man kann  
nicht sagen: hier ist es, hier noch unvollkommen, dort in  
seiner Verkörperung.

Da sind es die konstruktiven Elemente, die die Füh-  
rung übernehmen, da die Kombination von Aussenraum  
und Innenraum, da die Phantasie der Umrisse – aber als  
ob alles aus Glas wäre – die Arbeiten spiegeln sich  
gegenseitig ineinander. Kein Versuch geht verloren, kein

Ton, der nicht irgendwo in seinen letzten Wellen von  
einem Lauscher aufgenommen wird. Innere Berufsange-  
legenheiten – vielleicht, möglich, wahrscheinlich. Viel-  
leicht aber auch Angelegenheiten der Menschheit.

Haben Sie bemerkt, welche Rolle die Skulptur wieder  
spielt? Und dass die Aussenmalerei sozusagen überall  
verunglückt ist? Dass die Durchsichtigkeit, das Durch-  
scheinen, ein Element geworden ist?

Und der Maßstab! Ausser Italien und Deutschland,  
die hier nicht mitzählen – sie haben Pflichten zu erfüllen,  
die mit Kunst nichts zu tun haben – ist das menschliche  
Mass überall wieder zur Geltung gebracht: Die Türen!  
Haben Sie ein «Portal» gesehen? Auch Belgien bringt  
trotz starker Betonung des Eingangs keine Ueberhöhung,  
kein Hinauswachsen ins Unwirkliche. Der Mensch gibt  
überall wieder den Ton an.

Sie lachen? Ich sehe zuviel? Ich sehe zu optimistisch?

Ich sehe zu wenig, meine Liebe. Wir müssten tagelang  
hier herumschweifen und nächtelang über das Gesehene  
uns aussprechen. Die Welt ist so gross! Und erst die wer-  
dende Welt, die werdende Kunst!»

Da wischt uns ein Luftzug ein halbes Dutzend Takte  
herüber, aus Offenbachs Orpheus – Marietta zwinkert  
mir listig zu und wir lachen zusammen bis an die Grenze  
des in Mitteleuropa Erlaubten.

«Ich weiss, ich weiss: Erst wenn Heiterkeit und Un-  
befangenheit mit von der Gesellschaft sind, ist der Ernst  
vollkommen.»

«Sind Sie mir böse?», fragt Marietta arglos.

«Weswegen sollte ich Ihnen böse sein? Sie haben mir  
ja zugehört!»

## Ausklang

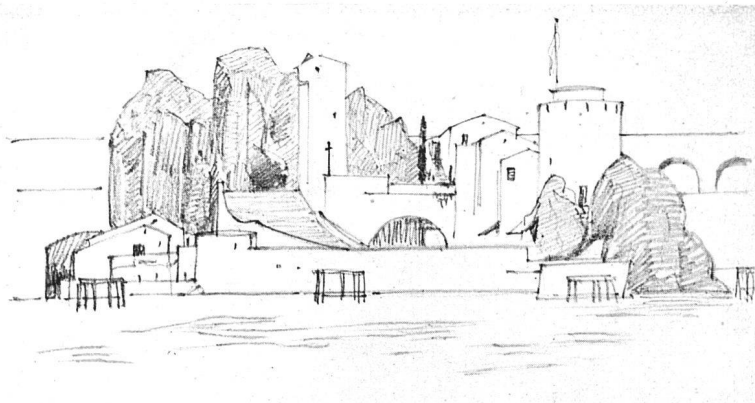
Wie Raymond Isay ausführt, der zur Ausstellung  
einen aufschlussreichen Band hat erscheinen lassen: «Pa-  
norama des Expositions Universelles» – so stand jene  
erste Weltausstellung in Paris von 1855 unter dem Schlag-  
wort des guten Marktes für die grosse Masse, des «bon  
marché». «Der Schule, der Kirche eines Saint-Simon und  
Enfantin verdankte sie ihre besten Anregungen, ihre  
Freunde und Förderer, ihr Aussehen im Ganzen, bis  
ins Einzelne»

Und die «Expo 1937?»

Im «Pavillon du Travail» hat man – so wie diesen  
Sommer an der französischen Riviera – zum erstenmal  
etwas von einer lange gebundenen und nun durch die be-  
zahlten Ferien freigewordenen Wanderlust der jungen  
Franzosen gespürt. Das grosse «Experiment Blum», so  
sehr es in vielen Punkten die Kritik herausfordert, hat  
hier vor aller Welt wieder ein Ziel aufgerichtet – «Die  
Armen beginnen wieder zu hoffen», um es in längstver-  
schollenen Worten von Disraeli auszudrücken.



Die Attrappe «Corsica» auf der Spitze der Ile des cygnes



Und wie damals der Sonntag mit dem Eintritt von 20 Centimes der Tag des Volkes gewesen ist, so überströmen diesen Sommer am Montag bei einem Eintritt von 3 Bonnet-Franken die Volksmassen das weite Ausstellungsgebiet.

Für viele mag die «Expo» eine Auseinandersetzung zwischen Diktatur und Demokratie bedeuten. Der Verlag Aristide Quillet unterstreicht diese Formulierung durch einen sehr schönen, scharf pointierten Prospekt seiner grossen Weltgeschichte «Qui faut-il croire?», den nun Tausende mit in alle Welt getragen haben. –

Und für andere eine Bestätigung bloss, eine innere Beruhigung, ein Ansporn zugleich: ihr seid auf dem rechten Weg; ihr habt jene Tonfolge wahrgenommen trotz allem Gelärm des Tages, jene Tonfolge, die all die Jahrzehnte herauf erklungen und immer wieder abgerissen ist; ihr habt etwas verspürt vom Zusammenfliessen der Wasserbäche von weit auseinanderliegenden Quellen her in einen grossen, heute noch in unterirdischen Klüften verborgen rauschenden Strom des Internationalismus, der Universalität.

Noch einmal Paris, noch einmal in nächtlicher Fahrt die «Champs Elysées» hinauf – aus den Baummassivs der Quinconces erklingt die Arlésienne, die metallenen Töne

und die darauffolgenden raschen Rhythmen, wie ein Leitmotiv, ein Schicksalsmotiv der Stadt. –

Die Heimfahrt in unbarmherziger Mittagssonne durch das Gerümpel der Banlieue will uns fast verstimmen – da tauchen die beiden grossen Hallen von Orly auf, die der geistreiche Freyssinet da hingestellt. Und nun Felder und Hügel; der Wald von Fontainebleau; Ruhepausen in Sens, in Auxerre; wieder Felder, baumbesäumte Ufer, Alleen, Dörfer, Städtchen, bis weit im Hintergrund, noch in das Blau der Berge verwoben, der Umriss erscheint einer stadtbekrönten Kuppe: Es ist Vézelay mit seiner mächtigen Abteikirche Ste Madeleine.

Da oben umfängt uns ein Raum von einer merkwürdig stillen steinernen Pracht. Der Abstand der Jahrhunderte verflüchtigt sich, denn hier ist nichts Vergessenes und Vergangenes, sondern der ruhende Untergrund und Ausgangspunkt der nachfolgenden Zeit; wie auch, rückwärts schauend, ein Zielpunkt, eine Vollendung unendlicher Versuche, gleichzeitig eine wenn auch unsichere Erinnerung an die untergegangene Herrlichkeit der Antike.

Die Verbundenheit der Zeiten und ihrer Schöpfungen steht hier stark und lebendig da und lässt etwas ahnen von weit in die Jahrhunderte hinaus wirkenden auf- und abschwellenden Kräften.

Hans Bernoulli

### «Nationale Architektur» an der Ausstellung

Von *Aegypten*, *Rumänien* usw. zu sprechen erübrigt sich: hier wie bei vielen andern Staaten werden Formen der historischen Architektur nicht etwa launig-spielerisch angedeutet, was man sich hier in der irrealen Luft der Ausstellung gerne gefallen liesse, sondern sie erscheinen in Lebensgrösse, ernst gemeint, zu gipsernem Ausstellungs-pathos aufgeschwemmt. Also das, was die Befürworter eines Schweizer Chalets oder Patrizierhauses als Ausstellungspavillon der Schweiz gewünscht haben, auf ägyptisch. Selbstverständlich bildet die historische Architektur da, wo es auf die Repräsentation eines Landes ankommt, einen wichtigen Teil des Auszustellenden: aber man soll sie als Gegenstand der Ausstellung – also in Fotos, grossen Diapositiven, eventuell Modellen, Einzelkojen, nicht aber als Rahmen der Ausstellung beiziehen, weil sonst gerade die Pointe, nämlich das

Echte und der richtige Maßstab verlorengehen. Man kann allenfalls auch im Rahmen das Historische spielerisch andeuten als Zusatz, nicht aber sozusagen total, als Wirklichkeit ausgeben wollen. Das ist auch der Haupt-eindruck in der französischen Abteilung «Centre régional». Diese sehr umfangreiche Baugruppe ist interessant als Tatsache, als Zeichen des wieder erstarkenden Bewusstseins von der kulturellen Eigenart der alten Pro-

Teil des «Centre régional», Pavillons der französischen Provinzen

